

Zum Evangelium: Mt 21, 33–42.44.43

Die Fabel des Gleichnisses vom Mord im Weinberg spricht aller Lebenserfahrung so sehr Hohn, dass man sich von ihrer Möglichkeit erst durch ihre Wirklichkeit überzeugen lässt. Vor das Angesicht dieser Wirklichkeit führt aber gerade die Gleichsetzung des „Sohnes“ mit Jesus, der hier, unter dem Anschein einer nahezu utopischen Geschichte, nichts anderes als die tatsächliche Geschichte seiner Sendung berichtet. Nur gilt es, von allem Vorgewussten wegzuhören, wenn die Aussage des Gleichnisses – und nur sie – hörbar werden soll.

Was sich dann vernehmen lässt, ist die schon von den Gleichnissen von der Verlorenheit her bekannte Stimme einer Liebe, die, anstatt zu rechnen, wagt und anstatt zu richten, vertraut. Nur dass diese Liebe, um im Bild zu bleiben, jetzt eine neue Tonart anschlägt, den Ton einer letzten Innigkeit und Dringlichkeit. Am vornehmlichsten erklingt dieser Ton in dem Wort der Markusfassung: „Nun hatte er noch einen, den geliebten Sohn, den schickte er zuletzt zu ihnen“ (12,6). Kein anderes Maß kennt diese Liebe als das ihres Übermaßes, ihrer geradezu göttlichen Grenzenlosigkeit.

Und dennoch tritt, alle Befürchtungen noch überbietend, das Unfassliche ein: der Mordanschlag der in ihrer Bosheit verhärteten Winzer auf den Sohn und Erben. Kaum dass sie ihn kommen sehen, fassen sie auch schon, jetzt wieder mit dem Wortlaut der Markusversion gesprochen, den verbrecherischen Entschluss: „Kommt, wir wollen ihn totschiagen. Dann gehört das Erbe uns!“ (12,8).

Wirklich glaubhaft klingt das alles freilich nur unter der Voraussetzung, dass Jesus mit dem „Sohn“ und dessen furchtbarem Ende in Wahrheit sich selber meint und dadurch die Geschichte vom Mord im Weinberg, so unwahrscheinlich sie zunächst erscheint, von sich her bewahrheitet.

Zwar zielt die Parabel unmittelbar auf die Zeitgenossen Jesu und zumal auf diejenigen, die sich des unbequemen Mahners mit allen Mitteln zu entledigen suchen; durch sie hindurch dann aber auf einen jeden, der „Ohren hat, zu hören“. An beide, an die Zeitgenossen wie an den künftigen Hörer, richtet die Parabel den dringlichen Appell, es doch um keinen Preis so weit kommen zu lassen wie die von ihr geschilderten Empörer, die, um das Bestehende nicht aufgeben zu müssen, sogar vor dem Mord am Heiligsten nicht zurückschrecken. Allzeit gültig wie die übrigen Gleichnisse bleibt die Parabel aber vor allem deshalb, weil sie den düsteren Hintergrund weniger um seiner selbst willen als vielmehr in der Absicht malt, dass sich darauf die Figur dessen abzeichne, was der auf Arglist und Gewalt gründenden Welt, wie sie sich in den Winzern verkörpert, immerfort von Gott her begegnet: unbeirrte, unbeirrbare Liebe, Liebe, die sich des Liebsten entäußert, Liebe bis zum Äußersten. Wer diese Liebe wahrnimmt und sie dort erblickt, wo sich der Sinn des Ganzen klärt, im Antlitz Jesu nämlich, hat den Schleier des Befremdenden, der auf der Erzählung lag, vollends beiseite geschoben. Er versteht, wovon sie, im Ton warnender Beschwörung, letztlich spricht. Und verstehend hat er auch schon gelernt, sich in den Anfechtungen dieser Welt der Liebe anzuvertrauen, „die Gott zu uns hegt“.

Aus Biser, Eugen: Die Gleichnisse Jesu; Kösel-Verlag, München, 1965, S. 142ff